

**Dmitrij Belkin, Historiker, Kurator, Autor (ELES, Berlin)**

Wir leben in einer Welt, in der künstliche Befruchtung und Klonen eine Normalität sind. Die Identitäten, die dadurch entstehen, haben mit Natur und Natürlichem nur wenig zu tun. Sind natürliche – eingeborene – Identitäten „besser“ als künstliche oder haben wir hier mit einem „Rassismus der Natur“ (Boris Groys) zu tun? Warum soll die Natürlichkeit einer Sprache besser sein als ein Akzent, der auf eine andere Herkunft und eine zusätzliche Lebenserfahrung hindeutet: „er/sie spricht doch ein akzentfreies Deutsch“ sagen wir - (nicht ein schönes Deutsch!!!)? Was ist mit der Natürlichkeit einer „Zugehörigkeit“? Es ist eine klare Anmaßung an Qualität, zu denken – das Natürliche sei feiner, authentischer, identischer.

Doch gerade eine solche Suche nach etwas „Natürlichem“, „Herkünftigem“ lag der staatlichen und verwaltungstechnischen Gestaltung der Migrationsbewegung postsowjetischer Juden nach Deutschland zugrunde. Man glorifizierte öffentlich und medial den per se transnationalen, kosmopolitischen Charakter „der Juden“, speziell der ausgewanderten russischsprachigen Juden („heute in Brighton Beach in NY, morgen in Tel Aviv, übermorgen in Berlin und dort direkt in Chat mit Moskau über eine Veranstaltung in Odessa“) – doch man presste sie zugleich in einen nationalen Raster: Die „Kontingentflüchtlinge“ (der Status der jüdischen Einwanderer zw. 1990-2005) konnten kommen, doch nicht weil sie etwa verfolgt wurden oder vom Krieg fliehen mussten (wie die vietnamesischen Boatpeople, unsere geschätzten Nachbarn in den unvergesslichen Wohnheimen der 1990er Jahre oder die Syrer vor der großen Welle 2015), sondern weil in ihren Personalausweisen „Jude“/„Jewrej“ und in der Geburtsurkunde bei mindestens einem Elternteil „Jude“/„Jewriej“ stand. In der deutschen Provinz (nach dem gerechten „Königsteiner Schlüssel verteilt) angekommen, verlor das Nationale der sowjetischen staatlichen Norm jegliche Relevanz – unsere Antworten „Jude“ auf die seltener Fragen der Passanten „welche Nationalität haben Sie?“, waren zugegebenermaßen für die Einheimischen ein wenig paradox. Richtige Antwort wäre „Russe, Ukrainer, Georgier“ usw. gewesen. Aber die Nationalität der Neuen konnte keine richtige transnationale Konstruktion zwischen Deutschland und der ehemaligen UdSSR gewährleisten: Die Basis, das Herkunftsland, war im Dezember 1991 für Millionen verschwunden, nach 3-4 Jahren konnte man sich mit der Ukraine, Moldawien oder Kasachstan noch nicht wirklich identifizieren. Deutschland bot eine unbefristete Aufenthaltserlaubnis und sonst eine große verwaltungstechnische und vor allem eine mentale Leere.

Diese, so der nachvollziehbare Plan des Zentralrats der Juden in Deutschland, sollte durch die Eintritte in die jüdischen Gemeinden (deutsche Variante des amerikanischen „let my people go“ – die verfolgten Russen entdecken in der freien Welt die Religion) gefüllt und kompensiert werden. Dem war jedoch aus diversen Gründen bei weitem nicht immer so – viel weniger als die Hälfte der knapp Viertelmillion sind Mitglied in einer jüdischen Gemeinde geworden. Religion war nicht so angesagt. Eine nach wie vor eher nationale Selbstwahrnehmung war bei den „Russen“ in den 1990er Jahren der Fall: Eine ethnische Selbstbeschreibung (sowjetische jüdische Nation) plus eine hohe Selbstidentifizierung mit dem Staat Israel mit seiner überwiegend nationalen (auch in den Personalausweisen wiedergespiegelten) Beschreibung des Jüdischen in einem nationalen jüdischen Staat, waren dabei ausschlaggebend.

Im Unterschied zu den Deutschen aus der ex-UdSSR bot sich den eingewanderten Juden auch kein „Deutschland-Modell“ an: Die 1990er Jahre waren noch voll mit diversen innerjüdischen Auflagen der Idee einer für die Juden „unmöglichen Heimat“, um Anthony Kauders und sein wichtiges Buch zu zitieren. „Nie wieder Deutschland!“ – obwohl „wir“ hier sind. Das war eine uns damals wenig verständliche innere Spaltung der „Alten“. Ich polemisierte friedlich gegen eine unreflektierte Übernahme dieser Einstellung und legte meiner Frankfurter Ausstellung „Ausgerechnet Deutschland! Jüdisch-russische Einwanderung in die Bundesrepublik“ (2010) ein Konzept eines „deutschen Judentums 2.0“ zugrunde. Die Diskussion betraf sowohl die innerjüdische Situation als auch die mediale und intellektuelle Einstellung in einer post-68 Bundesrepublik, die uns Einwanderern auch gänzlich neu war: „Willkommen im Zoo!“ heißt ein Kapitel meines Buches „Germanija“ (2016) – ich zitiere hier meinen geschätzten Tübinger Doktorvater, der auf diese Weise meine deutsche Staatsangehörigkeit (2002) begrüßte.

Man kann dem permanenten gebrochenen „Zoo-Diskurs“ in Deutschland entkommen, indem man das Land verlässt, z.B. in Richtung USA, wo die Gleichzeitigkeit diverser transnationaler Diskurse angeblich nicht so viel ausmacht und, so die Hoffnung, leichter zu ertragen ist. Man kann sich aber auch – das versuchen wir bei ELES mit unseren Stipendiaten, die heute 20+ Jahre alt sind, hier geboren und/oder aufgewachsen sind – der Geschichte widmen und sagen: Wir wollen verstehen. Das haben wir mit unserem Ausstellungsprojekt „#Babel 21. Migration und jüdische Gemeinschaft“ im Herbst 2017 vor, das haben wir auch mit

einem ELES Schwerpunkt „Go East – und zurück“ vor, indem wir mit unseren jungen Leuten ins „sowjetisch-jüdische Jahrhundert“ - nach Russland, in die Ukraine und nach Weißrussland reisen und dabei nicht einen weiteren „heritage“ Trip, sondern eine Reise zum Verständnis sowjetisch-jüdischer Geschichte unternehmen möchten. „Identität“ ist auch Verpflichtung – aber nicht mehr eine Verpflichtung, Beweise der eigenen „Reinheit“ oder „Natürlichkeit“ zu liefern, wie es bei den Juden und Spätaussiedlern gleichermaßen – bei allen Unterschieden – in der BRD der Fall war. Verpflichtung kann auch eine Hinwendung zu einer de-ideologisierten Geschichte sein – der eigenen Geschichte und der des Gegenübers.